Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 120 Bromberg, den 25. November 1924.

Feuer am Nordpol.

Roman aus der Gegenwart von **Karl-August von Laffert.**

(12. Fortsetzung.) —

Telegramm des französischen Botschafters in Moskau an Außenministerium Paris (in Chiffern).

„Durch einen von mir bestochenen Beamten der Tscheka erfahre ich, daß die beiden deutschen Flugzeuge heute von Kalmikowskaja aufgestiegen sind, um über Moskau nach Hammerfest im nördlichen Norwegen zu fliegen. Ein russischer Kommissar begleitet sie.

Das angebliche Ziel der Fahrt ist zunächst Spitzbergen, von wo es über den Nordpol nach Alaska weitergehen wird. Der Zweck der Expedition soll nur wissenschaftlicher Natur sein. Doch zweifle ich stark daran. Es wäre ein völliges Novum, daß Sowjetrußland für wissenschaftliche Unternehmungen irgend welches Interesse zeigt. Und den Boches ist jede Hinterlist zuzutrauen.

Aber selbst wenn der angegebene Zweck zuträfe, so kann Frankreich meines Erachtens nicht zugeben, daß Deutschland auf Flugzeugen, die es entgegen den Befehlen unserer Kontrollkommission baute, eine Nordpolexpedition unternimmt, auf der es möglicherweise unverdienten Ruhm erntet, der geeignet wäre, Frankreichs Erfolge auf diesem Gebiete zu verdunkeln.

Die beiden Flugzeuge wollen drei Tage in Hammerfest bleiben. Es ist also Zeit genug zum sofortigen Handeln.

Der Botschafter Frankreichs."

*

Noch in später Abendstunde des folgenden Tages ließ sich der französische Gesandte in Christiania beim norwegischen Minister des Äußeren melden, nachdem er telephonisch hatte mitteilen lassen, daß es sich um eine unaufschiebbare geheime diplomatische Angelegenheit handle.

Den Minister beglückte der späte Besuch nicht allzu sehr, denn er war zu einer Abendgesellschaft geladen und hatte die Vorwürfe seiner Frau zu gewärtigen, die es nicht liebte, wenn ihr Mann seine Geschäfte so lange ausdehnte, daß sie ihr Vergnügen beeinträchtigten. Doch den Gesandten des allmächtigen Frankreich begrüßte er mit erlesener Freundlichkeit.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, daß ich Euer Exzellenz noch so spät bemühe", begann dieser mit echt französischer Höflichkeit. „Aber die striktesten Befehle des Quai d'Orsay zwingen mich zu diesem ungewöhnlichen Besuch in ungelegener Zeit."

„Ich bin ganz Ohr", sagte der Minister und dachte an seine Frau.

„Also hören Sie. Wahrscheinlich landeten gestern abend zwei deutsche Flugzeuge in Hammerfest, wo sie einige Tage bleiben werden. Diese Flugzeuge entstammen einer geheimen deutschen Fabrik,wurden ohne Wissen der Kontrollkommission angefertigt und sind zu vorbereitenden Kriegszwecken bestimmt. Meine Regierung erbittet nun von der norwegischen Regierung die sofortige Beschlagnahme der beiden Fahrzeuge und ihre Auslieferung an Frankreich."

„Ich vermag nicht einzusehen, zu welchen vorbereitenden Kriegszwecken die Flugzeuge gerade nach Hammerfest fahren sollten", entgegnete der Minister.

„Es handelt sich um Flugzeuge von großer Geschwindigkeit und unerhört weitem Radius. Die Deutschen geben als Zweck ihrer Fahrt eine wissenschaftliche Reise nach dem Nordpol an, doch ist das nur ein Vorwand. In Wirklichkeit haben sie sich unserer Beschlagnahme in einer deutschen Fabrik durch die Flucht entzogen und machen nun ihre Übungsfahrten, die sie vielleicht um die halbe Welt führen werden."

„Wenn die Passagiere mit ordnungsmäßigen Pässen versehen sind, sehe ich keinen Grund für ein solches Eingreifen. Das Überfliegen sowohl wie das Landen auf norwegischem Gebiet ist Angehörigen aller Nationen gestattet."

„Die Deutschen befinden sich auf Flugzeugen, die Frankreich gehören. Ich muß daher auf meiner Bitte bestehen."

Der Minister war in sichtlicher Verlegenheit. Die Angelegenheit wurde recht peinlich, und die Stimmung seiner Frau würde auch nicht rosiger werden, wenn das Gespräch noch lange dauerte.

„Ich persönlich vermag in dieser wichtigen Angelegenheit nicht allein zu entscheiden. Morgen werde ich dem Herrn Ministerpräsidenten die Sache vorlegen. Vielleicht wird sogar ein Ministerrat nötig sein."

„Und bis dahin reißen uns die Deutschen aus. Unmöglich", schrie der Gesandte. „Ich vergaß Ihnen auch noch mitzuteilen, daß ein bekannter russischer Bolschewist an der sogenannten Expedition teilnimmt."

Dem Minister kam eine Erleuchtung.

„Ein Bolschewist ist mit von der Partie? Das ändert die Angelegenheit. Dann haben wir volle Veranlassung, uns die beiden Flugzeuge einmal näher anzusehen, ob sie nicht vielleicht kommunistische Propagandaschriften bei sich führen."

„Das ist höchstwahrscheinlich der Fall. Seit langem schon konspirieren die Boches mit den Bolschewisten."

Dem Minister kamen neue Bedenken.

„Wenn wir aber nichts Kompromittierendes finden?"

„In Frankreich würden wir in solchem Falle etwas finden, und auch ich vertraue der Gewandtheit Ihrer Beamten. Jedenfalls ist das Mindeste, worauf ich bestehen muß, die vorläufige Festnahme der Deutschen. Unterdessen hat Ihr Ministerrat Zeit, sich zu überlegen, auf welche Weise er unseren berechtigten Wünschen nachkommen kann."

Trotz seiner Sympathien für Frankreich war der Minister durch diese Unverfrorenheit verletzt. Aber jetzt hieß es Zeit gewinnen, damit seine Frau nicht völlig ungenießbar wurde. Er antwortete daher:

„Ich werde die Behörden von Hammerfest sofort anweisen, die Flugzeuge vorläufig festzuhalten. Das übrige kann dann der Herr Ministerpräsident morgen entscheiden."

Er erhob sich etwas nervös. Auch der französische Gesandte stand auf.

„Ich danke Euer Exzellenz für die wohlwollende Erledigung der für uns höchst wichtigen Angelegenheit. Ich werde sofort dementsprechend nach Paris berichten."

Er ging, vom Minister geleitet, zur Tür, worauf dieser in seine Privaträume eilte. Das Telegramm nach Hammerfest konnte immer noch am nächsten Morgen abgehen.

*

Die Landung der beiden deutschen Flugzeuge war für die 2000 Einwohner von Hammerfest, dieser nördlichsten Stadt der Erde, ein noch nicht dagewesenes Ereignis. Wie die Funkenstation bekannt machte, sollte die Ankunft gegen Mitternacht erfolgen, aber schon von 11 Uhr abends an stand eine vielhundertköpfige Menge an der felsenumschlossenen

Bucht der Insel Kvalö, die den windgeschützten Hafen des Städtchens bildet.

Herr Karsten, von Geblüt Deutscher, von Nationalität Norweger, hatte die Vorbereitungen zur ungestörten Landung getroffen. Auf seine Veranlassung machten alle im Hafen liegenden Schiffe dicht am Ufer fest, so daß in der Mitte ein weiter freier Raum blieb, der durch vier rote Bojen mit darauf wehenden weißen Fahnen markiert war.

Als die Mitternachtssonne ihren tiefsten Stand erreichte, ging ein Aufraunen durch die Menge. Ein Flugzeug wurde hoch über den Felsen der kleinen Insel sichtbar. In langsamen Windungen kreiste es tiefer. Jetzt wurde auch der zweite Flieger gesichtet, und bald darauf tauchten beide Flugzeuge kurz hintereinander dicht bei den Bojen in das ruhige Wasser des Hafens. Sofort machte ein Motorboot los, um Hilfe zu bringen, aber beide Flugzeuge fuhren mit zu langsamer Fahrt gedrosselten Motoren bis an die Mole, wo sie anlegten.

Von den Decks wurde je eine Landungsbrücke gestreckt, worauf Linda, Sanders, Stratoff und Nagel ausstiegen, während die Besatzung die Fahrzeuge fest vertaute. Als erster kam ihnen der Bürgermeister entgegen, der sie auf deutsch herzlich willkommen hieß. Dann trat auch Karsten herzu und stellte sich als deutscher Wahlkonsul und Vertreter von Berghaus in Kristiania vor. Sanders nannte die Namen seiner Mitreisenden.

„Darf ich die Herrschaften bitten, bei mir Quartier zu nehmen," bat Karsten. „Für die Mannschaft der Flugzeuge ist Unterkunft im Gasthaus besorgt."

„Wir nehmen für unsere Person Ihre liebenswürdige Einladung mit Dank an," sagte Sanders. „Unsere Leute dagegen müssen auf den Flugzeugen bleiben, werden aber ihre Mahlzeiten gern im Gasthof einnehmen."

„Alles in Ordnung?" fragte Stratoff kurz.

„Jawohl, Herr Stratoff," sagte Karsten. „14 000 Liter Benzin liegen hier bereit, 6000 Liter in der Adventbai auf dem Bureau des Kohlenbergwerks von Eriksen."

Die besonders über das Erscheinen einer Dame begeisterten Hammerfester brachen in laute Hochrufe auf Deutschland aus. Dann ging es über die Mole in das kleine, aus lauter niedrigen Holzhäuschen bestehende Städtchen hinein.

Am Ende der Landungsbrücke gab es durch einen uniformierten Beamten einen kleinen Aufenthalt. Der Bürgermeister erklärte, die Polizei bäte um die Pässe der Reisenden. Diese wurden ausgehändigt, und der Beamte versicherte, sie nach Einsichtnahme und Sichtvermerk am folgenden Tage zurückstellen zu wollen.

*

Zwei Tage später waren die Flugzeuge aufs neue fahrbereit, die Maschinen gereinigt, die Motoren überholt, die Benzintanks aufgefüllt. Somit konnte die Fahrt losgehen. Karsten hatte in unermüdlicher Fürsorge sogar noch einen norwegischen Lotsen bewogen, die Reise bis Spitzbergen mitzumachen, weil bei den dort häufigen Nebeln die Adventbai nicht leicht zu finden sei.

Die Nordpolfahrer waren um 12 Uhr nachts zum Abschiedsessen im gastlichen Hause des deutschen Konsuls versammelt. Die gewohnte Zeiteinteilung schien hier im ewigen (nördlichen) Tage völlig über den Haufen geworfen.

Karsten hielt eine längere Rede auf glückliches Gelingen und schloß mit einem Hoch auf Deutschland. Hell klangen die Punschgläser aneinander.

Stratoff flüsterte Linda mit malitiösem Lächeln zu:

„Rumänien und Rußland scheint man hier ganz zu vergessen. Dabei wäre ohne uns beide nie etwas aus der Sache geworden."

Die junge Frau antwortete nicht, sondern wandte sich an Sanders:

„Wann fahren wir?"

„In einer Stunde ist alles bereit. Wir warten nur noch den Wetterbericht aus Spitzbergen ab, den die Funkenstation uns zustellen wollte."

„Fürchten Sie irgendwelches Unwetter?" fragte Stratoff. „Unsere Fahrzeuge trotzen doch jeder Witterung."

„Starker Nebel würde unsere Orientierung, starker Sturm unsere Landung erschweren," sagte Nagel.

„Vor allen Dingen haben wir unsere Pässe immer noch nicht."

Der Hausherr erhob sich.

„Ich will mich gleich noch einmal auf die Polizeistation begeben," sagte er. „Diese unbegreifliche Verzögerung beunruhigt mich."

Als er gegangen war, meinte Linda:

„Man hat uns doch fest versprochen, daß wir bereits gestern die Pässe wiederbekommen sollten."

„Da steckt eine Niedertracht dahinter," sagte Stratoff.

„Von wem denn?" fragte Sanders.

„Nun vielleicht von Frankreich. Die Macht und der Haß des größten Militärstaates reichen weit."

Konsul Karsten kam bald darauf zurück. Seine Mienen drückten Besorgnis aus.

„Ich befinde mich in einer recht unangenehmen Lage in meiner Doppeleigenschaft als deutscher Konsul und als norwegischer Staatsuntertan," begann er.

„Verraten Sie nur ruhig Ihr Staatsgeheimnis," rief Stratoff. „Man hält unsere Pässe zurück."

„So schlimm ist es nicht," sagte Karsten. „Der Polizeimajor hat mich nur, Ihnen mitzuteilen, Sie möchten doch mit Ihrer Abfahrt so lange warten, bis sein Vorgesetzter aus Tromsö hier sei. Er ist heute morgen mit dem Dampfer von dort abgefahren und wird in wenigen Stunden eintreffen."

„Er bringt wohl Verstärkung mit?" fragte Stratoff höhnisch. „Ihr hier mit euren drei bewaffneten Männerchen fühlt euch uns nicht gewachsen. Deswegen braucht ihr Hinterhälte, bis ihr euch stark genug wißt, eure Krallen zu zeigen?"

„Sie vergessen sich, Herr Stratoff," sagte Karsten.

„Herr Sanders, ich bitte um Ihren Entschluß," rief Stratoff.

Dieser hatte sich bei dem erregten Wortwechsel erhoben.

„Wir fahren sofort," sagte er ruhig.

„Ohne Pässe?" fragte Karsten.

„Mit oder ohne, wir fahren."

„Warten Sie noch die paar Stunden, bis der Dampfer aus Tromsö da ist," bat Karsten. „Dann wird sich alles aufklären. Auch die Wettermeldung aus Spitzbergen ist noch nicht da."

„Hier scheint mir das Wetter gefährlicher als oben im Norden," meinte Nagel.

Sanders rief:

„Meine Herrschaften, ich bitte, sofort die Flugzeuge zu besteigen. Unser Gepäck ist bereits an Bord." Er streckte dem Konsul die Hand entgegen. „Leben Sie wohl, Herr Karsten. Der gastliche Aufenthalt in Ihrem Hause wird uns stets unvergeßlich bleiben."

Dieser war verzweifelt.

„Sie sehen mich in der furchtbarsten Verlegenheit," rief er ängstlich. „Der Bürgermeister und der Polizeimajor verlangten von mir das Versprechen, daß ich Sie nicht ohne Erlaubnis abfahren ließe."

„Dann melden Sie den Herren, daß Sie sich einer force majeure gegenüber befanden," sagte Stratoff.

Sanders stand bereits in der Tür. Linda und Nagel folgten.

„Es kostet mich meine Stellung!" rief Karsten und eilte hinter ihnen her.

„Ich rate Ihnen, gehen Sie sofort zur Polizei und melden Sie dieser, daß wir jetzt gegen Ihren Willen abfahren würden," sagte Nagel.

„Und fügen Sie hinzu, daß jeder, der mich anzurühren wagt, eine Kugel durch den Kopf erhält", schrie Stratoff.

Karsten eilte davon.

Die anderen gingen rasch zur Mole. Hier standen Liebhard und Gerling bereit. Schon von weitem rief Sanders ihnen zu:

„Motoren anlassen! Sofort abfahren!"

Als sie das Deck der Flugzeuge betraten, rasten schon die Propeller. Zwei Polizeibeamte, gefolgt vom Major und Bürgermeister, eilten herbei.

„Landungsbrücken hoch!" befahl Sanders.

„Sie müssen die Pässe abwarten!" schrie ihnen der Major zu.

„Wir fahren ohne Pässe", rief Sanders zurück. „Herzlichen Dank für die freundliche Aufnahme."

Die Flugzeuge setzten sich langsam in Fahrt.

„Halt, oder ich lasse schießen!" schrie der Major.

Die Kiele durchfurchten nebeneinander die aufschäumenden Wellen. Die Passagiere verschwanden unter Deck.

Ein Polizist legte an und schoß. Doch der rasch hinzuspringende Karsten schlug die Mündung des Gewehrs nach oben.

Jetzt tanzten Stößer und Schwalbe nur noch auf den Wellenspitzen. Ein letzter Anklatsch einer hohen Woge, und in sausender Fahrt ging es in die Lüfte. Kein weiterer Schuß fiel.

„Ein braver Mann, Ihr Konsul", sagte Linda.

„Das ist er", bestätigte Sanders. „Aber nun müssen wir leider ohne unseren Lotsen fahren."

„Ich bin hier!" ertönte eine tiefe Baßstimme. „Es war keine Zeit mehr, von Bord zu gehen. Außerdem war ich für Spitzbergen gechartert und werde meine Pflicht tun trotz unserem Herrn Polizeimajor."

„Sie sind auch ein braver Mann", sagte Sanders.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schneeflocke.

Von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Der Vater lenkte zuerst ein: „Es mag klüger sein, abzuwarten", gab er zu. „Weiß der Teufel, wo die Soldatenrotte steckt."

„Es ist nicht darum", entgegnete die Frau. „Aber — auch unsere Stine braucht vielleicht irgendwo Hilfe, wie die da drinnen."

Ihre Augen füllten sich. Auch die Männer würgten an einer schmerzvollen Erinnerung. Dann wandten sich diese, einer nach dem anderen, wieder hinaus und begaben sich an ihre Holzarbeit zurück. Sie äußerten sich nicht weiter. Im Gemüt freilich saß ihnen der Haß. Wenn die zwei Söhne einander anschauten, lag es in ihren Blicken, daß der Soldat nicht lebend aus dem Hause kommen werde.

Aber vorderhand blieb Heinz Portmann da. Die Adelheid lag in ihren Kissen, und niemand sprach mehr davon, daß die beiden ins Stallstroh müßten. Die Bäuerin brachte der Kranken Tee, den sie willig trank, um dann in einen wilden Schlummer zu verfallen. Frau Lisbeth setzte sich an ihr Bett und beobachtete sie.

Heinz Portmann lehnte unweit der Tür an der Wand. Er stand da wie festgebannt, nicht nur weil er wußte, daß die Adelheid unruhig sein würde, sobald er das Zimmer verließ, sondern weil er sich nicht von ihr lösen konnte.

Frau Lisbeth lauschte manchmal hinaus in das Schneeland. Sie meinte, es müßten Schritte sich nähern, die Tochter müßte kommen. Aber alles blieb still. Dann kehrten ihre Gedanken zu der Kranken zurück. „Es steht schlimm", flüsterte sie vor sich hin.

Portmann wußte nicht, ob die Rede auch ihm gegolten.

Jetzt aber fragte sie ihn: „Ist sie deine Schwester?"

„Nein", gab er kurz und barsch zurück.

Sie schwieg und dachte ihren Teil. Sie hatte nicht Anlaß, von einem Soldaten gut zu denken.

Er erriet aber etwas von dem, was in ihr vorging, und sagte: „Sie ist mir angeflogen wie eine der Flocken, die mir über Kopf und Schultern gewirbelt sind." Dann erzählte er, wie er sie auf den Haustrümmern gefunden.

Die Bäuerin wiegte den Kopf. „Siehst du, siehst du", sagte sie leise, „so geht jetzt vielleicht meine Stine im Schnee."

„Wer ist das?" fragte Portmann.

Sie gab Auskunft, indem sie mit abgerissenen Sätzen fast mit sich selbst zu sprechen schien und ihr Herz nach dem verlorenen Mädchen brannte. „Ihr müßt es vor Gott verantworten, ihr Soldaten." — „Vielleicht sind es deine eigenen Kameraden gewesen." — „Einer, ein langer Hauptmann, hat sie vor sich aufs Pferd gesetzt." — „Der Vater und die Buben sind hinter ihm her gewesen wie die Wölfe." — „Aber, wer weiß, wohin sie sich gewandt hatten."

„Hast du sie auch zum Zeitvertreib mitnehmen wollen?" fragte sie nach einer kurzen Pause ernst und streng.

Heinz Portmann fuhr sich mit der rauhen Hand über die Stirn. Vielleicht war es nur die Wärme der Stubenluft, die ihm nach dem Ritt durch den Schnee in den Gedanken so unklar machte. Er antwortete: „Was ich wollte, weiß ich nicht, weiß nur, daß ich sie nicht mehr entbehren kann."

Da kam die Adelheid zum Bewußtsein. Sie streckte die Hand nach Portmann aus. „Nicht fortgehen", sagte sie.

Er ließ sich am Lager in die Knie nieder, damit Adelheids Kopf sich an seine Schulter legen konnte.

Die Bäuerin schaute ihnen zu. Sie sah, wie sie sich aneinander verloren hatten. Als sie nach einer Weile einen neuen Trank für die Kranke holte, stellte sie auch dem Soldaten eine Suppe hin.

Nun begann eine merkwürdige Zeit. Die alte Frau, in deren Haus nie ein Doktor gekommen, wußte Bescheid mit vielen heilsamen Kräutern, Tränken und Vorkehrungen. Sie focht gegen die Krankheit, die noch am Abend der Ankunft in voller Heftigkeit ausgebrochen war und das junge Ding, die Adelheid, unterzukriegen drohte. Mit ihr mühte sich Portmann. Er hatte sich einen Mantel in eine Zimmerecke gelegt. Dort schlief er.

Die Bäuerin trug ihm einen Strohsack herein. Als die Männer murrten, sagte sie: „Laßt mich! Da drinnen sind zwei beieinander, die mehr zusammengehören, als viele vom Pfarrer Gesegnete."

Portmann begegnete den Bauern selten. Er sah manchmal nach seinem Pferde. Auch hieß er sie den Gaul im Zuge zu verwenden und legte ihnen Geld hin, daß das Futter bezahlt sei. Ob es ihnen so recht sei, wußte er nicht, denn sie gaben ihm kaum Bescheid und wichen ihm aus, wo sie konnten. Er kümmerte sich nicht darum. Sein Geist war einzig von dem Gedanken eingenommen, ob die Adelheid am Leben bleibe.

Frau Lisbeth sorgte, daß er nicht Hunger leide. Sie gab ihm auch Anweisung, wie er zu pflegen habe, und er legte nach ihrem Geheiß die Kranke in naßkalte Tücher, er reichte ihr den Tee und die Arznei. Er war bei ihr jede Minute des Tages und der Nacht. Manchmal befiel ihn die Furcht um sie so jäh, daß ihm die Kiefer klapperten. Dann biß er die Zähne zusammen und preßte ihre Hand in der seinen. Sie aber tastete nach ihm, wenn sie ihn nicht am Bette glaubte.

Alle die Zeit war draußen harter, schneeschwerer, allen Laut dämpfender Winter. An den Scheiben bildeten sich Eisblumen. Und zuweilen kam die Sonne und machte sie glitzern.

Endlich schien die Gewalt der Entzündung gebrochen. Die Adelheid fand sich selber wieder und verfiel in eine matte Friedlichkeit.

Nun saßen die zwei oft stundenlang Hand in Hand. Frau Lisbeth störte sie nicht. Sie trat oft unter die Tür und verschwand wieder, wenn sie sah, wie sie sich leise unterhielten. Portmann und das Mädchen gingen jetzt zusammen einen langen Weg, den sie eigentlich vorher hätten gehen sollen, rückwärts. Sie wußten doch voneinander nichts. Ihre Körper waren eins geworden, bevor ihre Seelen sich zusammengefunden. Die aber suchten einander jetzt. Es begann mit der Frage der Adelheid: „Wirst du mich behalten?"

„Immer", gab er zurück.

Dann riß er sie an sich, und sie hielt ihn mit den schlanken Armen umklammert, wie sie ihn auf dem Pferde gehalten hatte.

Allmählich weckte die Erkenntnis, wie sie sich an ihn klammerte, in ihm die Erinnerung an eine ferne, fast vergessene Vergangenheit, da eine andere ihn gehegt hatte. Nun erzählte er ihr nicht von der Kriegszeit und Wanderfahrt, sondern sagte ihr von seiner Mutter: „Sie hatte etwas Helles, Gläubiges. Ich war der einzige Sohn. Sie wollte mich zu einem großen Mann machen. Ich war auf der Hochschule."

Er sehnte sich nach dem, was fern vergangen war. Ihre Liebe machte ihm das Unwesen leid, in dem er zuletzt gelebt. Sie war wie ein Stück aus jenen frühen Tagen.

Sie aber konnte ihm von den Ihrigen nicht viel erzählen. Sie hatte schlecht und recht mit ihnen gehaust, aber es schien nicht, daß sie groß Leid um sie trug. Aus ihrer Jugendgleichgültigkeit war sie wohl erst erwacht, als er sie zu sich genommen. Darum kehrte sie mit ihren Gedanken nur zu dem Tage der Begegnung mit ihm zurück, sprach davon, wie sie ohne ihn erfroren wäre, auch von den Gegenden, durch die sie geritten, von den Heuschobern, in denen sie genächtigt, aber nicht von dem, was vorher in ihrem Leben gewesen. Zumeist verstummte auch ihr Flüstern in einem jähen und scheuen Sich-an-ihn-Schmiegen und erwachte nach einer Weile wieder mit dem Worte: „Gut, daß ich dich habe!" Sie hatte alles aus ihrem Leben gestrichen und sich nur auf ihn noch eingestellt.

Die glut- und angstvolle und doch noch kindliche Leidenschaft, die ihm entgegenschlug, zog ihn immer mehr in ihren Bann. Er dachte nicht mehr an Abenteuer. Ein Drang nach Seßhaftigkeit begann ihn zu erfüllen. Der Gedanke, seine Truppe wieder aufzusuchen, verlor sich. Er machte Pläne. Vielleicht konnte er sich irgendwo, vielleicht selbst hier auf Vogelsang, als Knecht verdingen!! Oder vielleicht heimziehen und sehen, ob Vater und Mutter noch lebten und gewillt wären, ihm zu einem Hausstand zu helfen! Dann erkundigte er sich bei der Bäuerin nach den umliegenden Ortschaften, nach Arbeitsgelegenheit und Versorgungsmöglichkeit.

Frau Lisbeth, deren Blicke immer mit dem gleichen aus Erinnerungen trauervollen Staunen auf den beiden ruhten, gab ihm zögernd Auskunft. Manchmal mußte sie heimlich fast lächeln über seine rauhe, tolpatschige Harmlosigkeit. Dann wieder begriff sie nicht, daß er nicht sah, wie sein Mädchen zwar dem jähen Tode entronnen, aber weit von heil und an langsamem Vergehen war. Zumeist beschied sie ihn wehmütig, er möge sich für einmal keine Sorgen machen. Im Frühjahr werde wohl Rat werden!

Im Frühjahr! Etwas in Frau Lisbeth schluchzte der verlorenen Tochter nach, und die Hoffnung, daß das Winterende diese zurückbringen werde, verließ sie immer mehr. Aber die Männer wurden mit jedem Tag unwirscher. Die Verlorene kam nicht zurück. Einer der Räuber sollte das doch entgelten! Sie wollten die Flüchtlinge nicht länger im Haus dulden. Frau Lisbeth beschwichtigte sie mit Mühe. Dann trieben sie im Zorn den armen Gaul des Soldaten zu schanden, und die zwei Jungen vergnügten sich damit, den bissigen Hund vor die Tür der Krankenstube zu führen und ihn an den Spalten schnuppern und knurren zu lassen, bis auch hier die Mutter ihnen kopfschüttelnd entgegentrat, und sie mit dem Vorwurf: „Wollt ihr mir zu leid leben, Buben?" bändigte.

Und der Winter ging weiter mit Stürmen und Frost, mit goldflammender Sonne und wandernden Weißwolken.

Immer mehr staunte Frau Lisbeth über den Soldaten und sein Mädchen. Während Portmann zuerst wohl, während Adelheid schlief, manchmal einen Gang ins Freie getan, selbst einmal stumm und trotz deren Widerspruch den Männern im Walde bei einem Holzschlag geholfen, wich er jetzt nicht mehr vom Lager der Kranken. Sie hatte einige Male versucht aufzustehen, allein ihre Schwäche war so groß, daß sie nicht gehen konnte. Das hatte ihn stutzig gemacht. Er suchte in den Zügen der Bäuerin nach einer Bekundung, was sie von Adelheids Zustand halte. Aber eine Frage kam nicht auf seine Lippen. Manchmal, wenn es draußen noch schneite und er die Flocken an den Scheiben schwirren sah, sagte er: „So ist sie mir angeflogen. Wie eine von den Flocken. So mitten im Schneien war sie da."

Einmal stand er, von einer übermächtigen Angst emporgerissen, auf und sagte zu Frau Lisbeth: „Könnt Ihr Euch das denken, daß zwei miteinander die Seelen tauschen?"

Da spürte sie, was ihr schon allezeit gegenwärtig gewesen, daß nichts Gemeines und Alltaghaftes, sondern eine aus Blutwärme, Sinnenkraft und einem Dritten, Unergründlichen geborene Empfindung die beiden zusammenhielt.

Aber der Himmel wurde blauer und tiefer. Er schien manchmal von inwendigen Gluten zu sieden. Über die Mittagsstunden zerrannen die Eisblumen an den Scheiben. Der Wald schüttelte seinen weißen Mantel ab, und seine Tannen reckten sich in neuer Kraft. Von den Dachrinnen und Fenstergesimsen flockte der Schnee zur Erde. Die flaumweichen Verbrämungen der Zäune, der Sträucher und des Weihers, der drüben zwischen zwei Kreuzstraßen stand, begannen sich zu lösen und bald lautlos, bald mit einem seufzenden Geräusch zu Boden zu sinken.

Adelheid Rettner, deren Wangen von einer heißen Röte blühten, während ihr Atem kurz und pfeifend ging, sagte zu Heinz Portmann, der ihre Hand hielt: „Ich glaube, ich werde nicht mehr gesund."

Er sah in ihr schmales Gesicht und hatte in keiner Stadt und keiner Kirche, durch die ihn das wilde Leben getrieben, ihresgleichen gesehen. Es riß etwas in seinem Innern, als wären da tausend Fäden gespannt, bis einer nach dem anderen zersprang. Er hätte die Fäuste zwischen die Zähne stoßen mögen, damit er nicht aufheule, und als die Kranke gleich darauf, ob aus Ohnmacht oder Schwäche, mit geschlossenen Augen zurücksank, sprang er an die Tür, riß sie auf, stand, an den Pfosten sich lehnend, wie einer, der Halt sucht, dort und sagte zu den Wirtsleuten, die, die drei Männer und die Frau, über einer Schüssel mit Brei saßen, mit einer heiseren Stimme: „Sie zergeht!"

Die jungen Bauern starrten und lachten. Der Vater wendete sich in verstocktem Grimme ab und schwieg. Frau Lisbeth stand auf, nahm Portmann leise beim Arm und führte ihn zum Bett zurück. Sie warf einen Blick auf die Kranke. „Du wirst es tragen müssen", sagte sie zu dem Soldaten. Und ihre Gedanken suchten die Tochter, die nicht mehr gekommen war. (Schluß folgt.)

Der Bachtanz der Langenselbolder.

Von Hans Sturm.

Langenselbold, ein ehemals kurfürstlich hessischer Flecken, liegt nordöstlich von Hanau am Gründaubach und gehörte im 15. Jahrhundert zur Herrschaft Isenburg.

Damals, so etwa um 1490 herum, legte Graf Diether von Isenburg seinen Untertanen, da er Geld benötigte, eine neue Steuer auf. Die Langenselbolder verspürten keine Lust zu zahlen und ließen ihrem Fürsten melden:

„Wenn du deine Steuern haben willst, hole sie dir selbst!"

Dieses übermütige Wort ließ sich Graf Diether nicht zweimal sagen, einmal, weil ein solches Wort dem Fürsten gegenüber ungebührlich war, und dann, und es war wohl der Hauptgrund, weil er die Steuern dringend brauchte.

So rückte er unverzüglich mit seinen Soldknechten vor den widerspenstigen Flecken. Die Selbolder aber hatten auch nicht geschlafen, sondern den Angriff vorbereitet. Mit Dreschflegeln, Heugabeln, Misthaken und einigen alten Spießen und Hellebarden erwarteten die Männer die gräflichen Truppen. Die Weiber und Buben hatten sich mit Steinen und Schleudern ausgerüstet.

Graf Diether war überrascht durch diesen ungastlichen Empfang und wollte wieder abziehen, um zu gelegener Zeit die Widerspenstigen zu züchtigen. Aber die übermütige Volksmenge höhnte ihn und seine Krieger, so daß er zum Angriff blasen ließ. Doch ein dichter Steinhagel überschüttete die gräfliche Schar, und die Dreschflegel, Spieße und Hellebarden trafen so gut, daß die feindlichen Truppen auseinanderstoben.

Da jubelten die siegestrunkenen Langenselbolder, warfen ihre Waffen vor dem Rathaus auf einen Haufen und tanzten im Übermute paarweise durch den Gründaubach, der gerade sehr seicht war.

Graf Diether, der durch heimliche Zuträger hiervon Kunde erhielt, rief:

„Mich höhnen! Ich will euch tanzen lehren!"

Sofort kehrte er um und stand bald auf dem Marktplatz von Langenselbold. Dies unerwartete Ereignis nahm den Widerspenstigen allen Mut, und sie ließen durch den Schultheißen um Frieden bitten. Der Graf sagte ihnen diesen zu, wenn sie die neuen Steuern und eine Geldbuße erlegten. Aber er befehle, daß von nun an alljährlich am Langenselbolder Kirchweihfeste durch den Bach getanzt werden müsse, zur Strafe und guten Lehre zugleich.

Seit dieser Zeit wird an jedem Langenselbolder Kirchweihtag der Bachtanz getanzt, auch noch, als Graf Diether längst bei seinen Ahnen ruhte. Denn die Strafe war zum Vergnügen und der Bachtanz zum Volksfest geworden.

Am Kirchweihtag wird ein Tisch in den Gründaubach, der vorher gesäubert und geebnet wird, gestellt, auf dem die Musikanten sitzen und um den die Brautpaare dreimal herumtanzen. Dann wird der Tisch mit den Musikanten umgestürzt und alle umstehenden Tanzlustigen tanzen den Bach hinauf und hinunter.

Erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kam dies Volksfest ab und geriet seither in Vergessenheit.

Bunte Chronik

* **Die Eisenbahn in Kinderschuhen. Berlin—Potsdam 1838.** Der erste Eisenbahnzug zwischen Berlin und Potsdam fuhr am 21. September des Jahres 1838. Wir Menschen von heute, denen alle nur denkbaren Erzeugnisse einer raffinierten Kultur in reichstem Maße zu Gebote stehen, vermögen es uns kaum zu vergegenwärtigen, wie Berlin einst ohne Eisenbahn bestehen konnte. Heute kann man sich nur sehr schwer einen Begriff davon machen, mit welchem Mißtrauen und Pessimismus die Altberliner dieser verkehrstechnischen Neuerung begegneten. Aber nicht nur die weitesten Schichten der Berliner Bevölkerung hielten sich der Eisenbahn gegenüber äußerst reserviert, selbst der Berliner Magistrat, die Minister und hohen Räte weigerten sich, an der Probefahrt teilzunehmen. Vom Berliner Potsdamer Bahnhof trat der erste Eisenbahnzug seine erste Fahrt an. An diesem denkwürdigen Tage war halb Berlin unterwegs, und lange Zeit vor der zur Eröffnung des Bahnhofs festgesetzten Stunde umlagerte eine ungeheure Menschenmenge die Bahnhofshalle. Ein starkes Aufgebot von Polizisten hielt die Ordnung aufrecht, denn die neugierige Menge versuchte immer wieder in das Innere des Bahnhofs einzudringen. Zu der Einweihungsfeier waren zahlreiche Einladungen ergangen, z. B. an die in Berlin anwesenden Prinzen, an die Minister und königlichen Beamten, sowie an die Stadtverordneten. Alle hatten der Einladung Folge geleistet, bis auf den Staatsminister v. Nagler, der eine plötzliche Erkältung vorschützte, um dieser ihm höchst unsympathischen Feier fernzubleiben. In den unterrichteten Kreisen war es bald offenes Geheimnis, daß der Generalpostmeister diesem neuen Unternehmen wenig geneigt war, und zwar aus dem Grunde, weil er in der Eisenbahn eine starke Konkurrenz sah. Und der alte Herr hat mit seiner Befürchtung recht behalten, denn die Verkehrsstatistiken der letzten Jahrzehnte reden eine gewaltige Sprache. Das Vorurteil gegen die „Schwindelbahn", wie der Staatsminister die Eisenbahn kurzweg nannte, hat er nie abgelegt, und er ist auch niemals damit gefahren. Die Eisenbahn selbst bildete damals eine Aktiengesellschaft, und die leitenden Direktoren waren u. a. die Kommerzienräte Bleichröder, v. Heckmann, Israel Jakoby und Ravené. Natürlich waren zu damaliger Zeit die einzelnen Bahnen äußerst einfach ausgestattet. Die einzelnen Abteile waren zu beiden Seiten frei und offen, und die Passagiere waren weder gegen Sturm noch Regen irgendwie geschützt, so daß eine Eisenbahnfahrt vor 86 Jahren gerade nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehörte.

*

* **Der Erreger der Masern gefunden.** Aus Tokio kommt die Nachricht, daß es Dr. Kusama vom Institut Kitasato gelungen ist, den Erzeuger der Masern zu finden. Die Nachricht muß durchaus ernst genommen werden, da Kitasato ein alter Schüler Robert Kochs ist. Er gilt für den bedeutendsten Bakteriologen Japans.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.